

Joe Bauer – Im Staub von Stuttgart

Joe Bauer, Jahrgang 1954, Autor und Kolumnist der *Stuttgarter Nachrichten*, zieht als Einzelgänger zu Fuß und mit der Bahn durch die Stadt. Seine Geschichten und Glossen verbreitet er in der Zeitung, in seinem Blog und in seiner mit Musikern und Entertainern aufgerüsteten Leseshow *Joe Bauers Flaneursalon*. Letzte Buchveröffentlichung: »In Stiefeln durch Stuttgart«, Berlin 2015.
www.joebauer.de

Edition
TIAMAT
Deutsche Erstveröffentlichung
Herausgeber:
Klaus Bittermann
1. Auflage: Berlin 2018
© Verlag Klaus Bittermann
www.edition-tiamat.de
Druck: cpi books
Buchcovergestaltung: Felder Kölnberlin Grafikdesign
ISBN: 978-3-89320-234-8

Joe Bauer

Im Staub von Stuttgart

Ein Spaziergänger erzählt



**Critica
Diabolis
257**

**Edition
TIAMAT**

Liebe Leserin, lieber Leser,

die meisten Texte dieses Buchs habe ich für meine Kolumne »Joe Bauer in der Stadt« in den *Stuttgarter Nachrichten* geschrieben und für die Sammlung »Im Staub von Stuttgart« überarbeitet. Ich danke Gunther Scheuthle und Bettina Hartmann für ihre Hilfe – sowie allen Anständigen, die lieber zu weit gehen als gar nicht. Im Übrigen gilt der Satz des Verlegers V. O. Stomps: »Ein Buch ohne Druckfehler ist unanständig.«

Inhalt

Am Rand	7
Der Brunnenvergifter	11
Think big	15
Bärbels Bückware	19
Blutwurst und Einbrecher	23
Am Schienenhaufen	26
Schnecken tempo	30
Warum wir Disteln brauchen	34
Walross und Eiermann	38
Eine Frau aus Stuttgart	42
Sinnlichkeit und Stacheln	46
Omas Bester	50
Welt im Kessel	54
Stukkert am Neckarstrome	60
Unter Verdacht	64
Beim Bart des Professors	68
Koscher	72
Vermisst	75
Licht	81
Revolution	85
Gurken	89
Knochenhart	93
Stellwerk der Welt	97
Hamma noch wat Bargeld da?	101
Schmiere	105
Gefährliche Jahreszeit	109
Im Regen von Luginsland	113
Auf der Suche nach den Geistern	117
Regen und Graupel	121
Der Filzpantoffelheld	125
Polka im Bahnhof	129
Warum der Kopf rund ist	133
Im Fichtendickicht	137

Wieder Schuljunge	141
Unter Gänsen	145
Im Vatikan	149
Sing, Bob, sing	153
Wo die Sonne tanzt	157
Barfuß am Feldweg	161
Generalstreik	165
Bronzezeit	169
Mein Freund Beefy	174
Mit sich im Reinen	178
Buxtehude	182
Auf dem geraden Weg	186
F. L. und F. L.	191
Kinderleichter	195
Kurze Reise zu Picasso	199
Das Dach bis zum Boden	203
Salven, gutmütig brummend	207
Das vergessene Genie	211
Herz und Lunge	215
Die Zwanziger	219
Recht und Freiheit	223
Der Flachmann	227
Wir sind Adel	231
Zur Notwehr berechtigt	232
Und sie sehen mich nicht	236
Macht die Räume eng!	240
Ziemlich fauler Haufen	243
Ansichten eines Faulenzers	247
Dann fangen wir von vorne an	251
Chaos der Lüfte	255
Süßer Staub	258
In der Ferne, so nah	262
Der Vorsatzhammer	266
Stille, nirgendwo	270
Hassfigur und Superstar	274
Gute Bekannte	278
Der Detektiv	280
Der Berg ruft	284

AM RANDE

Womöglich ist es ziemlich einfältig, mich jahrelang mit derselben Stadt zu beschäftigen, nur weil ich denke, sie könne dadurch etwas städtischer werden. Aber es läuft, wie es läuft, und es gilt die Binsenweisheit, wonach wir im Leben versäumen zu leben.

Am Mittag saß ich, geschützt hinter Topfpflanzen, vor meiner Stammkneipe in der Altstadt an der Stadtautobahn. Man erzählte mir, morgens um acht seien ein halbes Dutzend Polizisten, zwei Gerichtsvollzieher und ein Mann von der Hausverwaltung vor dem benachbarten Gebäude vorgefahren, um eine Zwangsräumung durchzuführen. Unwichtig, wer aus der Wohnung geworfen wurde. Das Haus gehört der SWSG. Jeder weiß, dass dieses städtische Immobilienunternehmen nicht weniger rigoros operiert als alle anderen, die heute in der Elendszeit der Wohnungsnot ihre Profite einfahren. Die Gründe für die Zwangsräumung kenne ich nicht. Es gibt immer ein Recht und ein Unrecht, und zu den schlimmsten Unrechten und Ungerechten zählen weiß Gott nicht die ärmsten Schlucker der Stadt.

Im Erdgeschoss des Altstadtgebäudes gibt es ein schönes Lokal mit arabischer und israelischer Küche, das Yafa. Die Miete, die das städtische Immobilienunternehmen an dieser unwirtlichen Ecke verlangt, ist halsbrecherisch, aber sicher gerecht. Seit jeher sind es die Gerechten, die kassieren. Was für eine unsinnige, verantwortungslose Politik im schwierigen Leonhardsviertel, wo sich Junkies und Dealer treffen.

In der Nähe der zwangsgeräumten Wohnung hat ein

Restaurant kurzfristig die Tür zugemacht. Die Betreiber gelten seit langem als die schwäbischsten türkischen Wirte der Stadt. Bei ihnen, ihr weiser Vater im Ruhestand ist der weithin bekannte Burhan, hab ich schon vor 30 Jahren gemischten Braten mit Kartoffelsalat gegessen. Damals war ihr Lokal im Westen der Stadt, das Riegraf. Jetzt hängen an der Frontseite des Murrhardter Hofes Schilder: »Vorübergehend geschlossen«. Es sieht nicht nach vorübergehend aus.

Generell kostet es heute sehr viel Geld, ein Restaurant mit gutem Essen zu führen. Oft mehr, als sich mit gutem Essen verdienen lässt, sofern man sich halbwegs an die Arbeitsgesetze hält. Die Konzerne der Systemgastronomie tun sich wesentlich leichter – und bemühen sich unter dem Beifall weiter Kreise der Bevölkerung redlich, die Esskultur unserer Städte bis zum Erbrechen zu vereinheitlichen.

Meine deutsche Lieblingsstadt ist Hamburg, jedenfalls wenn ich gerade dort bin. Manchmal ist meine Lieblingsstadt auch Frankfurt am Main, Heidelberg oder Berlin, wenn ich gerade dort bin. Es ist müßig, mich darüber auszulassen, warum mir andere Städte besser gefallen als meine, die mir sowieso nicht gehört. Es ist Unsinn, Städte miteinander zu vergleichen, wie man Popsongs mit Hilfe seines Geschmacks vergleicht. Mein Geschmack ändert sich oft zwischen morgens und abends radikal. So oder so halte ich meinen Geschmack für fragwürdig. Als ob ausgerechnet er mir sagen könnte, was gut ist. Wo soll er das denn gelernt haben?

Gut ein Dutzend Mal war ich in New York, nie länger als zehn Tage ensuite. Fragt mich jemand, was ich von dieser Stadt halte, antworte ich: Jedes Mal wenn ich in dieser Stadt herumgestiefelt bin, war ich hoch erfreut über die Möglichkeit, in New York herumzustiefeln.

Manchmal schwebte ich durch die Straßen und stellte mir vor, wessen Stiefel zuvor den New Yorker Asphalt getreten haben. Ein besseres Stadtgefühl gibt es nicht. Ich kenne New York nicht.

Hamburg ist auch eine große Sache, wenn ich gerade dort bin. In Hamburg geht mir das Herz so weit auf wie in New York. Das Gleiche passiert mir auch in Freiburg und Braunschweig, ohne jede Einschränkung auch in Besigheim und Buxtehude. Du musst nur die richtige Ecke erwischen.

Insgesamt bin ich in meinem Leben nicht weit herumgekommen. Ich könnte noch die eine oder andere Stadt aufzählen, die mir gefällt. Was aber sollen Aufzählungen erzählen. Im Übrigen kenne ich keine Stadt, in der mir nichts gefallen hat. Es kann doch niemand behaupten, in einer Stadt sei alles Mist, solange dort Menschen leben. Mexiko-Stadt schmeckte scharf.

In meiner Stadt hängen Plakate mit den Botschaften »Stuttgart ist Heimat – dank Dir«, »Stuttgart ist Zukunft – dank Dir«, »Stuttgart ist Sicherheit – dank Dir«. Wenn ich an diesen Plakaten vorbeigehe, ziehe ich meinen Hut und sage: Danke, Stuttgart, ich wusste, dass ich was Besonderes bin. Nicht irgendein Hansel. Ich Sorge für Sicherheit, vermutlich in Geschmacksfragen. Ich erkenne, dass diese Plakate peinlich sind.

Als ich einmal aus Hamburg zurückkam, las ich in der Zeitung, in meiner Stadt seien sie gerade dabei, eine neue Philharmonie zu bauen. Das ganz große Ding. Wir haben schon viele große Dinger gedreht und können gar nicht damit aufhören, an unserer eigenen Größe zu drehen. In der Debatte der Stadträte, die auch dann Stadträte heißen, wenn sie wie Dorfbuben daherschwätzen, fiel aus Gründen des ihnen angemessenen Maßstabs mehrfach das Wort »Elbphilharmonie«. Die Elbphilharmonie steht in

Hamburg an der Elbe, was ihren Namen erklären könnte.
Bei uns zu Hause gibt es den Nesenbach, von dem man
nicht viel sehen kann, weil er verbuddelt wurde. Aber wie
gesagt: Man sollte Städte nicht miteinander vergleichen.
Hamburg ist eine Hansestadt. Stuttgart eine Hanselstadt.

DER BRUNNENVERGIFTER

Wenn ich das Gefühl habe abzusaufen, ist ein Ausflug ans Wasser das Beste. Am Wasser träume ich, wie die große Welt an mir vorbeitreibt und die Sintflut den Stuttgarter Kessel überschwemmt.

Die Ansicht, der Kessel sei kein Kessel, sondern eine Wanne, deren Abfluss wir nur verstopfen müssen, um ein wenig Spaß zu haben, hat uns der Schriftsteller Helmut Heißenbüttel hinterlassen. Von oben betrachtet, ist diese Wanne ein ergreifender Anblick. Niemand kann sich dabei vorstellen, wie es unten staubt und stinkt.

Am 1. Mai 2018 habe ich vom wiedereröffneten Waldheim Gaisburg in den Talkessel geschaut und nach Ausgängen gesucht. Das Waldheim Gaisburg, 1911 gegründet, vom Volksmund »Kommunistenwaldheim« getauft und heute einer der schönsten Biergärten der Stadt, hat einen neuen Namen. Es wurde auf seinen geistigen Vater Friedrich Westmeyer getauft.

1873 in Osnabrück geboren, kam der Schornsteinfeger und spätere Redakteur 1905 nach Stuttgart, wo er sich dem Kreis um Clara Zetkin anschloss und für die *Schwäbische Tagwacht* arbeitete. Von ihm stammt die Waldheim-Idee. 1909 entstanden die bis heute beliebten Anlagen in Heslach und Sillenbuch. Seinen Leitspruch hatte er Goethes »Faust« entlehnt: »Hier bin ich Mensch, hier kann ich's sein.«

Am 1. Mai allerdings beschäftigte mich weniger die Waldheim-Bewegung als ein anderes Engagement des Politikers und Gewerkschafters: In Stuttgart kämpfte Friedrich Westmeyer vor allem gegen das Wohnungs-

elend. Von 1906 an war er Chef des Heselacher Bezirks der Sozialdemokratischen Partei. Als ich vom Waldheim ins Tal hinabschaue, denke ich mir: Mensch, Friedrich, gerade wurden in deinem Revier zwei leer stehende Wohnungen besetzt, in der Heselacher Wilhelm-Raabe-Straße 4, in einer Querstraße der Karl-Kloß-Straße – benannt nach einem weiteren großen Genossen aus Heselach.

Am Tag der Aktion, als die Sonne schien und die Menschen am Straßenrand ein kleines Fest feierten, stand ich vor dem besetzten Haus. Die ersten Polizisten trafen ein, und eine Frau sagte zu den Beamten: »Was wollen Sie jetzt machen? Polizisten können sich in Stuttgart doch auch keine Wohnung mehr leisten.« Einer von ihnen drehte sich um und sagte: »Ja, das stimmt.« Ein Bulle kennt den Tatbestand der Notwehr offensichtlich besser als die Politiker, die jetzt nach Recht und Ordnung schreien, wo doch die jahrzehntelange Immobilienpolitik zugunsten von Investoren und Immobilienhaie alles andere als in Ordnung ist. Vom Menschenrecht auf Wohnen ganz zu schweigen.

Mehr als hundert Jahre nach Westmeyers Tod im ersten Weltkrieg halte ich es für müßig, über Recht und Unrecht einer Hausbesetzung zu streiten, in einer Stadt, in der die Mieten explodieren und viele Menschen aus der Stadt verdrängt werden. Deshalb hätte es wenig Sinn, gegensätzliche Meinungen »auszutauschen«. Meinungen sind schließlich keine Türschlösser. Erst die Heselacher Besetzung hat vielen den Blick auf den Stuttgarter Mietwahnsinn geöffnet.

Ich freue mich im Übrigen, dass es die Wilhelm-Raabe-Straße zu einer gewissen Berühmtheit gebracht hat. Mit ihrem Namensgeber habe ich mich vor nicht langer Zeit beschäftigt, nachdem ich in Braunschweig ein paar Tage

neben dem Wilhelm-Raabe-Haus, dem Literaturzentrum der Stadt, genächtigt hatte. Der Schriftsteller aus Niedersachsen lebte von 1862 bis 1870 mit seiner Familie in Stuttgart, die meiste Zeit in der Hermannstraße 11 beim Feuersee im Westen.

Sein 1884 veröffentlichtes Werk »Pfisters Mühle« gilt heute als der erste große deutsche Umweltroman und verarbeitet Raabes Stuttgarter Erfahrungen in der Epoche der Industrialisierung. In dem Buch verschmutzt eine Zuckerfabrik einen Bach und zerstört die Existenz des Gastwirts Pfister. Raabe war gewissermaßen ein früher, ein ursprünglicher Grüner, wie es ihn heute nicht mehr gibt.

Der dreckige Bach in »Pfisters Mühle« erinnert mich an einen über die Maßen gegenwärtigen Provinzstar der Grünen, der immer wieder mit seiner seiner plumpen Hetze gegen Ausländer auffällig wird. Neulich posaunte er herum, er habe einen ihm unbekanntem Zeitgenossen zweifelsfrei als »Asylbewerber« identifiziert, weil der Mann mit nacktem Oberkörper auf dem Fahrrad durch die Stadt gefahren sei. Wörtlich sagte er: »So benimmt sich niemand, der hier aufgewachsen ist mit schwarzer Hautfarbe. Das wäre völlig missglückte Integration.«

Diese Art Menschenkunde hat der Tübinger OB Boris Palmer auf Facebook abgehandelt. Unter einer ebenfalls dort von der *Frankfurter Rundschau* verlinkten Kritik seines rassistischen Spotts erntete er einen Kommentar, bei dessen Lektüre sich mir der Magen umdrehte. Der Absender aus Tübingen reagierte auf Palmers spießige Schulmeisterei »So benimmt sich niemand...« mit der Schilderung eines Vorfalls, der den mediengeilen Rathauschef nicht zwingend als Benimmlehrer qualifiziert. »Herr Palmer«, schrieb der Kommentator, »hat in der Sauna in Tübingen zweimal ungeduscht das Abkühlbe-

cken benutzt. Als ich ihn beim zweiten Mal darauf angesprochen und darauf hingewiesen habe, dass es üblich ist, sich vorher abzuduschen, hat er geantwortet, er müsse dies nicht – und ich möge mich doch beim Bademeister beschweren.« Der Bademeister in diesem Fall war Palmers Untergebener.

Nach dem Schwitzen ungewaschen ins Abkühlbecken zu steigen ist für mich, einen geübten Saunagänger, die größte denkbare Sauerei der internationalen Badekultur. Ein hygienischer GAU. Wir dürfen Palmer nicht länger nur als geistigen Brunnenvergifter an den Pranger stellen. Er ist ein Täter. Er hat heiliges Wasser beschmutzt. Darauf stand früher die Todesstrafe. Seien wir aber bei unserer Abrechnung ein wenig humaner als der Tübinger Selbstdarsteller. Die richtige Antwort auf seine Schweinerei wäre womöglich etwas pädagogisch angelegtes Waterboarding alter Schule: leicht angedeutetes Ertränken zum erfrischenden Nachdenken im eiskalten Abkühlbecken der Sauna. Jedenfalls muss dem Kerl der Kopf gewaschen werden.

THINK BIG

Unser Hirn, sofern wir eins haben, kennt das sogenannte Belohnungssystem. Die Aussicht, etwas Gutes zu bekommen, wenn er etwas geleistet hat, motiviert den Menschen, etwas zu tun – stürzt ihn oft aber in Maßlosigkeit und Sucht.

Die Fußball-Weltmeisterschaft 2018 ist vorbei, ich kann mich wieder in Ruhe rasieren. Viele von uns haben nicht nur harte mentale Arbeit vor den Bildschirmen geleistet, sondern auch mit fundierten Analysen und Kommentaren in Kneipen und sozialen Medien zur Aufklärung der Menschheit beigetragen. In aller Regel ging es darum, den Unsinn, den Béla Réthy vor jeder Einspielung der Zeitlupe erzählt, mit noch größerem Unsinn zu überbieten. Schließlich hat eine WM Anspruch auf Welt-niveau.

Wir Deutschen, wer immer die sind, durften diesmal ja nicht so richtig mitmachen, weil uns die Mexikaner und die Südkoreaner ziemlich früh und respektlos vor den Augen der Welt die Grenzen deutscher Weltmeisterlichkeit aufgezeigt haben. Macht nichts. War bloß Fußball.

Neulich hat im Schatten des Weltfußballs im Rathaus ein Ereignis stattgefunden, dessen globale Tragweite nicht annähernd angemessen gewürdigt wurde. Beim sogenannten Immobilien-Dialog, dem elften in Folge, ging es unter dem Motto »Think big – think Schwäbisch« um das effiziente Kurzpassspiel zwischen Bauwirtschaft und Politik, dessen Verstöße gegen demokratische Rechte von keinem Schiedsrichter geahndet werden. Das pffiffige Motto »Think big – think Schwäbisch« habe ich übrigens

nicht erfunden. Die meinen das ernst. Schon in der Ankündigung einer Düsseldorfer Agentur, die das lohnende Rendezvous jährlich organisiert, fiel mir die interkontinentale Wucht unseres Landstrichs auf. Zitat 1: »Stuttgart und die Region bilden einen der stärksten Wirtschaftsräume *weltweit*.« Zitat 2: »Hier werden Lösungen für Herausforderungen in der Gestaltung von Stadtstruktur und Baukultur gefunden, die *weltweit* relevant sein werden.«

Gleich zweimal triumphierte im Think-big-Text auf engstem Raum das Wörtchen »weltweit«. Die welterobernde Schaffenskraft dieser Stadt und ihrer Region ist vor allem in der Wohnungspolitik so einzigartig, dass das Belohnungssystem in den Hirnen der großen Lenker jenen Prozess ausgelöst hat, vor dem ich eingangs gewarnt habe: Beim Blick auf die Profite im Kessel schlittern sie in eine Sucht, die kaum heilbar ist, schon weil sie erfahrungsgemäß von unterbewussten Minderwertigkeitsgefühlen befeuert wird. Man nennt das Großmannssucht. Provinzielle Kleingeistigkeit fördert globalen Größenwahnsinn.

Entsprechend fallen die Belohnungen der Helden des Immobilienmarkts aus, wie wir von Stuttgart 21 wissen. Für die Umsetzung dieses bescheidenen Werks zum Wohl der Menschen in dieser Stadt sind Leute verantwortlich, die sich im Fachjargon »Projekttreiber« nennen. Ein lustiger Begriff, wenn man sieht, wie im Baugeschäft eine Luxus-Sau nach der anderen durchs Dorf getrieben wird, um von vorherigen Schweinereien abzulenken. Da wird noch einiges auf uns zukommen. Irgendein »Trump-Tower« wie früher oder eine »Elbphilharmonie« wie neuerdings spuken immer in den Belohnungszentren unserer Weltweit-Hirne herum.

Wenn ich mir zuletzt sicher war, ein großes Ding sei

gelaufen, habe ich mich zur Fütterung meines Belohnungssystems auf den Weg zum Barbier gemacht. Nach Jahrzehnten der Abwesenheit, als der professionelle Bartscherer bei uns in Vergessenheit geraten war, arbeiten inzwischen wieder reichlich Barbieri in der Stadt. Da gibt es längst nicht mehr nur den westlich gelegenen Nobelsalon *Timi der Barbier* für den Dreitage-Promi und Vollzeit-Hipster. Inzwischen bieten etliche von Migranten geführte Salons für meist viel zu wenig Geld neben dem Haarschnitt eine scharfe Rasur mit dem guten alten Messer. Eine Übung, die man nach meiner Erfahrung nicht selbst ausführen sollte. Ich tue mich schon schwer, mir mit der traditionellen Klinge meines Edelstahl-Hobels der Firma Mühle das Gesicht unverletzt zu glätten.

Der Barbier behandelte seine Kundschaft vom 8. Jahrhundert an und beherrschte neben der Haar- und Bartpflege auch die Kunst des Heilsalbens und Zähneziehens. Barbieri waren »Trockenscherer«, weil sie – anders als ihre ursprünglichen Branchenkollegen, die Bader – keine Warmbäder anboten. Der Job des Barbiers galt im Mittelalter als »ehrlos«, was vielleicht daran lag, dass sich die Zunft auch auf Aderlass und Schröpfen verstand, eine Praxis, die wir auch von unseren heutigen Immobilienhaien kennen.

Allerdings muss ich die Geschichte des Barbiers erst noch gründlich erforschen, um diesem Berufsstand weitere Hymnen zu singen. Im Moment nur so viel: Bei meinen jüngsten Barbier-Besuchen in internationalen Salons an der Hauptstätter und Tübinger Straße durchfluteten mich bereits beim Einseifen ergreifende Belohnungsgefühle. Ich kann von unterschwelligem Vibrationen eines Luxuslebens sprechen. Gleichzeitig ist der erste Ansatz des Messers im Kopfbereich ungemein prickelnd, weil ein alter Kinogänger wie unsereins sich vorstellt, wie ihm

in der nächsten Sekunde geräuschlos die Gurgel durchgeschnitten wird. Dennoch bin ich überzeugt, dass der Barbierbesuch für einen Mann die beste Möglichkeit ist, ein neues Leben anzufangen.